

d

Donna Leon

Gondola

Geschichten, Bilder und Lieder

*Aus dem Amerikanischen
von Karsten Singelmann*

*Mit einer CD
Venezianische Gondellieder
gespielt vom Ensemble ›Il Pomo d'Oro‹
Gesang: Vincenzo Capezzuto
Zugabe: Cecilia Bartoli*

Diogenes

Titel des Originals: ›Gondola‹
Umschlagillustration:
Canaletto (Giovanni Antonio Canal),
›Die Mündung des Canal Grande und die Kirche Santa Maria della Salute‹,
undatiert (Ausschnitt)
Copyright © Louvre, Paris / Giraudon /
The Bridgeman Art Library

Für Christine Stemmermann

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
Für die CD Copyright © + © 2013
Il Pomo d'Oro
www.il-pomodoro.ch
250/13/33/1
ISBN 978 3 257 06855 9

Das ließe sich machen

Wer seit Jahrzehnten in Venedig lebt, dem sind die Gondeln ein ebenso vertrauter Anblick wie den New Yorkern ihre gelben Taxis: Wir nehmen sie kaum noch zur Kenntnis und verschwenden kaum einen Gedanken darauf. Gleichgültig nehmen wir hin, dass alle anderen Boote abwarten, um ihnen die Vorfahrt einzuräumen. Der Ruf der Gondolieri vor dem Einbiegen gehört zur alltäglichen Geräuschkulisse. Höchstens ein *traghetto* würden wir als bequemes Fährschiff benutzen, um über den Canal Grande überzusetzen, wenn wir es eilig haben oder schwerbeladen vom Rialtomarkt zurückkehren. So musste schon einiges an Zufällen zusammenkommen, damit ich die Gondeln wieder wahrnahm, damit meine Neugier geweckt wurde und schließlich dieses Buch mit Gondelliedern entstand.

Vor etwa neun Jahren bekam ein amerikanischer Freund zu Weihnachten – ursprünglich war es, glaube ich, als Scherz gedacht – den Konstruktionsplan für eine Gondel geschenkt, komplett mit detaillierter Bauanleitung. Er schlug den Plan auf und begann ihn auf dem Esstisch auszubreiten. Mit jedem Abschnitt, den er entfaltete, mussten mehr Flaschen, Teller und Besteck auf die Anrichte ausweichen oder in die Küche zurück.

Der Plan wuchs und wuchs. Erst als er seitlich über alle vier Tischkanten herabhing, gab mein Freund Ruhe und vertiefte sich in die beigegefügte Anleitung.

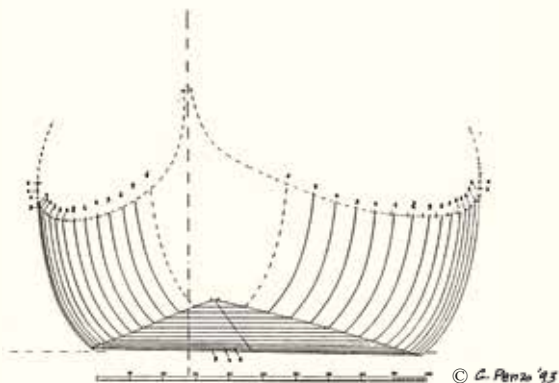
Wohl oder übel balancierten die Gäste ihre Teller auf den Knien oder ließen alle Hoffnung auf das Weihnachtsessen fahren und begnügten sich mit Wein und gepflegter Konversation. Jene über den Plan gebeugte, unentwegt vor sich hin murmelnde Gestalt ignorierten wir so weit wie möglich. Bis mein Freund, das Gesicht von der Vision der fertiggestellten Gondel erleuchtet, sich plötzlich aufrichtete und sagte: »Das ließe sich machen.«

Auch die zweite Inspiration erhielt ich – was Wunder in Italien – beim Abendessen, wenn auch in einem anderen Teil der Stadt, unter anderen Gästen. Einer meiner Freunde wohnt direkt am Canal Grande, inmitten beglückender Pracht und Schönheit. Dies beschert ihm leider auch endlose Touristenströme, die unter seinem Fenster auf Gondeln vorbeischaukeln, in größeren Gruppen, einen Akkordeonspieler und einen Sänger am äußersten Rand. (Was einen auf Ideen bringen könnte.)

Während wir unseren Risotto aßen, hörten wir, wie – darf ich es wagen, dieses Wort zu verwenden? – die Musik sich näherte. Der Akkordeonspieler quetschte ein paar Töne aus seinem Instrument, dann krächzte die Stimme eines Tenors, den meine irische Großmutter einen »Whisky-Tenor« genannt hätte, ein deplatziertes *O sole mio*, das zu uns auf die Galerie heraufdrang.

In diesem Moment sprang Artù, der Hund des Gastgebers, auf die breite Fensterbank (nun, er quälte sich als Dackel eher

hinauf), warf den Kopf zurück und begann so herzerreißend zu jaulen, dass besagte Großmutter sich zweifellos an eine unheilverkündende *banshee* erinnert gefühlt hätte. Völlig außer sich, sei es, weil die Musik ihn peinigte – uns ging es ja nicht anders –, sei es, weil er irrtümlich glaubte, sein Rudel habe sich unten versammelt und verlange nach seiner Dackelsolidarität, heulte Artù zum Gotterbarmen, während die Touristen auf den randvollen Booten Fotos schossen und ihm begeistert zuwinkten. Derweilen rief der Gondoliere – nicht der Tenor – zu ihm hinauf: »Ciao, Artù. *Che togo che ti xe.*« Ich zähle viele Sänger zu meinen Freunden. Keinem von ihnen ist je von einem Gondoliere bescheinigt worden, was für ein wunderbarer Sänger er sei, und keiner von ihnen ist je, mit zurückgeworfenem Kopf jaulend, von einer Schar japanischer Touristen fotografiert worden.







Doch genug von Artù, widmen wir uns wieder dem Gondelbauer. Denn der machte sich eilends ans Werk, und zwar eine Stunde Weg entfernt, außerhalb der Stadt, wo er eine Tischlerwerkstatt aufgetan hatte, in der er sich ungehindert ausbreiten konnte. Nein, er ist kein Zimmermann, auch wenn er schon Schränke, Tische, Türen und sogar einen ausgeklügelten Schreibsekretär angefertigt hat. Aber eine Gondel zu bauen – und zwar ganz allein –, darauf war er noch nicht verfallen.

Ein Jahr verging. Ab und an begutachtete ich seine Fortschritte und fühlte mich dabei wie Katharina die Große, die an der Eremitage vorfährt, um den Fortgang der Bauarbeiten zu kontrollieren. Ich verbrachte fast einen ganzen Nachmittag damit, ihm dabei zuzusehen, wie die Eichenbretter für die Seitenwände der Gondel ihre Biegung bekamen. Dazu mussten die elf Meter langen Planken auf der Oberseite immer feucht gehalten werden, während er sie von unten mit dem Gasbrenner traktierte, um sie gleichsam in die erwünschte Form zu zwingen. Für den Schiffsrumpf brauchte er ein Jahr, und danach begann er *sancón* und *piàna* einzusetzen, die Streben, die sich von einer Seite zur anderen spannen und am Ende mit den Bodenplanken oder *pagiòl* abgedeckt werden. Mir wurde deutlich, wie sehr der Gondelbau eine Übung in dreidimensionalem Denken ist, denn die gewölbten Seitenwände umschließen einen unregelmäßigen Hohlraum – als wäre das Boot eine schiefe Riesenbanane –, und der Erbauer muss immer im Hinterkopf



haben, was als Nächstes an der Reihe ist und an welcher Stelle es eingepasst werden muss.

Im Lauf des zweiten Jahres beanspruchte die Gondel immer mehr Platz, bis schließlich ein ganzer Raum der Tischlerei sich angefüllt hatte mit langen und kurzen Brettern, Stangen und Stegen, Pflöcken und Elementen, für die es nur im Venezianischen einen Namen gibt. Nicht nur hatte sich ein erheblicher Teil der Werkstatt in eine Gondelwerft – *uno squero* – verwandelt, auch beherbergte eine der Werkbänke mittlerweile Unmengen von seltsam geformten Holzstücken. Noch seltsamer war, dass der italienische Zimmermann sich von dem amerikanischen Hobbyschreiner in die Feinheiten seiner Arbeit einweihen ließ, insbesondere das Zuschneiden und Hobeln der *nomboli* (Seitenplanken), der *piróni* (Bolzen und Nägel aus Holz) und des *pontapie* (schräge Holzstütze für den hinteren Fuß des Gondoliers). Was den *trèssò* anbelangt, mag die Unsicherheit des Zimmermanns auf folgende überlieferte Definition zurückzuführen sein: *»listelli fissati sull'orlo interno di alcuni sancóni per sostenere rispettivamente il sentàr, le banchéte e il tristolìn da próva inferiore«* – eine Erklärung, die nur von intimen Kennern nachvollzogen werden kann. Im Ganzen wurde der Zimmermann Zeuge der Herstellung von mehr als zweihundert tragenden und nicht tragenden Zier- und Zweckteilen, darunter eine erhebliche Anzahl schlichter Holzplanken. Dabei darf man nicht vergessen, dass die Gondel, anders als ein Puzzle, nicht aus fertig zugeschnittenen Teilen zusammengesetzt wird. Vielmehr muss die Person,

die das Boot baut – Fälle, in denen sich eine Einzelperson daran versucht hätte, sind allerdings so gut wie unbekannt –, jedes einzelne Stück per Hand oder Maschine zuschneiden und es so präzise bearbeiten, dass es sich reibungslos in seine Umgebung einfügt. Fugendicht, wohlgemerkt.

Nach einem weiteren Jahr war mein Freund beim *trasto de mèso* angelangt und begann sich Gedanken darüber zu machen, woher er die allerschönste *fórcola* bekommen könnte. Nun hatte ich inzwischen meinerseits genug Wissen erworben, um zu erkennen, dass solche Überlegungen noch um mindestens ein Jahr verfrüht waren, denn die *fórcola*, die Gabel, in der das Ruder geführt wird, kann erst eingesetzt werden, wenn das ganze Boot fertiggestellt ist. Ich beschloss, sein vorausseilendes Interesse als Optimismus zu interpretieren und nicht als reines Wunschdenken. Während das Boot allmählich Gestalt annahm, verstopften immer weniger Bootsteile den Raum, wie ja auch zusehends weniger Teile auf dem Tisch verstreut liegen, je mehr ein Puzzle sich seiner Vollendung nähert.

Zu Beginn des vierten Jahres war der Punkt erreicht, an dem die *parti decorative*, die Zierteile, zu fertigen waren, nämlich die *sentolina* und die *caenèla*. Inzwischen hatte sich der Zimmermann vom Miete kassierenden Saulus zum Paulus gewandelt, der, vollständig bekehrt, unbedingt am Werk teilhaben wollte. Mein Freund jedoch ließ ihn allenfalls mitwirken, wenn es etwas Schweres zu heben gab, niemals aber bei der eigentlichen Bauarbeit.





Der fertige Rumpf musste abgedichtet werden. Zu diesem Zweck wird Werg mit Harz getränkt und in die schmalen Fugen zwischen den aneinanderstoßenden Planken gepresst. Ein paar Schichten Harz fixieren das Ganze, später dann, vor dem Farbanstrich, wird der gesamte Innenraum der Gondel noch mit Pech versiegelt.

Während unser Freund damit beschäftigt ist, sein Boot abzudichten, wollen wir uns wieder Artù zuwenden, dem Fritz Wunderlich des Palazzo Curti Valmarana. Tage und Abende eines heißen Sommers reihten sich aneinander, die Touristen strömten vorüber, der Akkordeonspieler quetschte Töne, und Artù eroberte sein Publikum. Ein amerikanischer Filmproduzent, der Artù konzertieren hörte, stellte ihm einen Gastauftritt in einer Neuverfilmung von *Romeo und Julia* in Aussicht. Obwohl wir wussten, dass die Worte amerikanischer Filmproduzenten ebenso wenig in Stein gemeißelt sind wie die Wasseroberfläche des Canal Grande, ließen einige von uns es sich nicht nehmen, einen Abend lang über Kostümideen und Kameraperspektiven zu diskutieren. Insbesondere erinnere ich mich an eine durchaus hitzige Debatte darüber, ob Artùs rechtes Profil dem linken vorzuziehen sei. Ich hingegen beharrte darauf, dass, sollten die Verhandlungen jemals so weit gedeihen, Artù einzig und allein aus der Froschperspektive zu filmen sei.

Die Zeit verging, ohne dass sein Herrchen von dem Filmproduzenten hörte, und so musste der Film schließlich ohne

Artùs künstlerischen Beitrag auskommen. Er freilich sang unbeeinträchtigt weiter. Nachdem ich mich dem Repertoire der menschlichen Sänger über Monate hinweg ausgesetzt hatte, kam ich zu dem Schluss, dass jene beiden Lieder, die am häufigsten über die Wasser des Canal Grande wabern, die neapolitanischen Klassiker *Torna a Sorrento* und *O sole mio* sind. War es einem venezianischen Hund zuzumuten, diese gesanglich zu begleiten? Wo waren nur die ursprünglichen Gondellieder geblieben?

Es gingen viereinhalb Jahre ins Land, bis die Gondel mit zahllosen Schichten Harz überzogen, gestrichen und für wasserdicht befunden wurde. Alle Zierstücke waren nun an ihrem Platz, die *fórcola* erworben und das *ferro*, der Eisenbeschlag am Bug, ebenso wie sein Gegenstück am Heck befestigt. Es war Zeit, die Gondel zu Wasser zu lassen. Dazu mussten starke Männer gefunden werden, die das aufgebockte Boot zu einem Transporter tragen konnten. Zweiunddreißig an der Zahl folgten dem Aufruf, eine Parade strammer Muskeln, wie sie uns das Leben nur selten präsentiert. Sie hoben die Gondel an und trugen sie, 350 Kilogramm schwer, langsam zu einem achtradrigen schweren Lkw. Der Fahrer ließ die Seilwinde herunter und beförderte das Boot auf die Ladefläche, wo es erneut auf einem Holzgestell ruhen würde, bis es seinen Bestimmungsort erreichte.

Die Fahrt dauerte eine Stunde. Ich saß im Auto eines Freundes und konnte mitverfolgen, wie Fußgänger und entgegenkommende Autofahrer die Köpfe verdrehten, als der Lkw vorbeikam. Eine Gondel? Auf der Autostrada?

In Tronchetto, dem Parkplatz am Ende der Brücke, die vom Festland herüberführt, nahm sich eine weitere Winde der Gondel an, hob sie vom Lkw und ließ sie sanft ins Wasser schweben. Kaum begann sich das Manöver herumzusprechen, liefen immer mehr Menschen am Kai zusammen und beobachteten gebannt, ob die Gondel sinken oder schwimmen würde.

Sie schwamm, und nun endlich stieg der heroische Erbauer hinab in sein Boot, ging zum Heck und nahm das Ruder entgegen, das ein Freund ihm von oben reichte. In Jeans und Tennisschuhen, ohne Strohhut und ohne neapolitanischen Sänger an Bord, begann er hinauszurudern, weg vom Pier, der Mündung des Canal Grande entgegen.

Wir alle, die wir ihn bis hierher begleitet hatten, um beim Stapellauf dabei zu sein, brachen in Jubel aus, und schon bald stimmten die Arbeiter auf dem Kai mit ein. Unser Rufen und Pfeifen muss eine steife Brise oder eine starke Strömung hervorgerufen haben, denn binnen kurzem war die Gondel in der Dunkelheit unter der Bahnbrücke verschwunden. Erst ein paar endlose Minuten später tauchte mein Freund im Sonnenlicht auf der anderen Seite wieder auf, lenkte in einem Bogen nach rechts in den Canal Grande und entschwand unseren Blicken. Diesmal waren es die versammelten Hafenarbeiter und Bootsleute, die ein großes Hurra anstimmten, und schon bald standen wir alle beisammen, klopfen uns gegenseitig auf die Schultern und jubelten dem Boot hinterher, das endlich auf dem Weg in seine Heimat war.